

DIE JAGD IM SPANNUNGSBOGEN VON UMWELT- UND TIERETHIK

*Manuskript des Referats von Martin M. Lintner, PTH Brixen,
anlässlich der JungjägerInnenfeier am 12.12.2017 im Kolpinghaus in Bozen*

1. Des Jagens Lust und Freude

Der Jäger zieht zum
grünen Wald mit fröhlichem Hallo!
Da ist sein liebster Aufenthalt,
Wo blüht des Lebens Luft so rein,
so frisch und kräftig.

Er sucht nicht Gold, nicht Edelstein.
Der Jäger zieht zum grünen Hain
Die Hörner tönen durch den Wald
dass es melodisch wiederhallt
von Bergen fern und nah.

Der Jäger weilt im schönsten Saal,
den je ein Auge sah!
Er wandelt über Berg und Tal.
Er grüßt des Tages ersten Strahl
mit schallendem Trara!

So lautet eines der unzählig vielen Jagdlieder. Ich weiß nicht, ob Sie, wenn Sie zur Pirsch aufbrechen, durch den Wald streifen oder auf die Almen und in die Gebirgsregion aufsteigen, sich auf einem Hochsitz auf die Lauer legen usw., die Melodie des einen oder anderen Jagdliedes still vor sich hin summen, oder ob Sie, wenn Sie in gemütlicher Runde gesellig zusammensitzen, gemeinsam Jagdlieder anstimmen.

Es gibt unzählige dieser Lieder. In ihnen klingen immer wieder so Leit motive an, die sich wie rote Fäden durchziehen und die meines Erachtens etwas von dem zum Ausdruck bringen, was Jäger und Jägerinnen bewegt und was sie empfinden, wenn sie auf Pirsch gehen.

Besungen wird in fast allen Liedern die Schönheit der Natur, die herrliche Frische und Ruhe des Waldes, die Freude, in die Natur eingebettet zu sein, Teil von ihr zu sein, die Tageszeiten in der Natur zu erleben, vom Morgengrauen, wenn sich die Silhouetten der Berge vom dunklen Nachthimmel abzuheben beginnen, bis zum Einbruch der Nacht.

In vielen Liedern klingt auch so etwas wie eine tiefe Sehnsucht an: Sehnsucht nach Freiheit, Ruhe und Frieden, nach der morgendlichen Frische oder abendlichen Ruhe, nach der Abgeschiedenheit und Einsamkeit, nach Abstand vom geschäftigen Treiben des Alltags – all dies

sind Erlebnisse und Erfahrungen, die einem geschenkt werden, wenn man viele Stunden draußen in der Natur verbringen darf, bei jedem Wetter, bei jeder Tag- und Nachtzeit, zu jeder Jahreszeit.

Ein weiteres Grundmotiv, das sich in vielen Jagdliedern findet, ist die Abenteuerlust, die gespannte Erregung, die freudige Erwartung und die Hoffnung, wenn man zur Jagd aufbricht, das Bangen, ob man auch mit Waidmannsglück gesegnet sein wird, ob der Hirsch oder der Rehbock sich zeigen werden, der Wind günstig wehen wird, der Gamsbock nicht doch im letzten Moment abspringen wird ... und schließlich die Erregung und Freude nach dem Jagderfolg, wenn man ein Tier erlegt hat. In einigen wenigen Liedern klingt auch an, dass die Jagd durchaus auch mit Gefahren verbunden sein kann, etwa wenn der Mut besungen wird, den es braucht, um in noch stockdunkler Nacht ins Gebirge aufzusteigen oder um im unwegsamen Gelände dem Wild zu folgen, oder wenn das herzlichste Mädchen zu Hause bangt und zittert, ob ihr Schatz wohl unbeschadet von der Jagd heimkommen werde.

Schließlich sind wichtige Motive vieler Jagdlieder die Gemeinschaft, die Kameradschaft, die Geselligkeit. Jagd ist eine Leidenschaft, die verbindet, und das gemeinsame Jagen schweißt zusammen. Schon so manches gute Geschäft wurde bei einer gemeinsamen Pirsch abgeschlossen. Kameradschaft und Geselligkeit sind unter Jägern hochgeschrieben – auch wenn es durchaus vorkommen kann, dass man auf den Anderen wegen seines Jagderfolgs oder einer besonders schönen Trophäe neidisch ist. Im Endeffekt überwiegen dann aber die geteilte Freude an der Natur und am Wild.

Liebe Jägerinnen und Jäger, ich teile mit Ihnen die Leidenschaft für die Natur und für die Tiere, besonders für die heimische Fauna und das Wild. Ich bin bis heute einem Jäger aus meinem Heimatdorf Aldein dankbar, dass er mich mitgenommen hat auf Auerhahn- und Spielhahnbalz und mir gezeigt hat, wo man Hirsche, Gämse oder Murmeltiere beobachten kann. Diese Naturerlebnisse gehören zu den schönsten Erinnerungen meiner Jugendzeit. Allerdings würde ich es nicht über mich bringen, ein Tier zu schießen, von dessen Schönheit und Anmut ich in der freien Natur begeistert bin. Vor kurzem sagte ein Jäger bei einer Podiumsdiskussion, auch er würde es nicht über sich bringen, ein Tier zu schießen, wenn es unmittelbar vor ihm stehen und er ihm in die Augen blicken würde. Er kann auch nur deshalb abdrücken, weil sich das Wildtier doch in einiger Entfernung befindet. Ich werde auf diese Problematik später noch zurückkommen, wobei ich – um es vorwegzunehmen – überzeugt bin, dass die Tötung von Tieren ethisch gerechtfertigt sein kann.

2. Der Mensch und seine Verantwortung für die Umwelt und die Tiere

Ich möchte jetzt mit Ihnen einige ethische Überlegungen zur Jagd teilen und dabei ausgehen von einem Bibelvers, den ich für unseren Umgang mit der Natur und den Tieren als grundlegend halte, weil er oft auch missbraucht worden ist, um einen willkürlichen und ausbeuterischen Umgang mit der Natur zur rechtfertigen.

Die Verse sind dem ersten Kapitel des Buches Genesis entnommen:

²⁶ Und Gott sprach: Lasst uns Menschen machen als unser Abbild, uns ähnlich! Sie sollen herrschen über die Fische des Meeres und über die Vögel des Himmels und über das Vieh und über die ganze Erde und über alle kriechenden Tiere, die auf der Erde kriechen! ²⁷ Und Gott schuf den Menschen nach seinem Bild, nach dem Bild Gottes schuf er ihn; als Mann und Frau schuf er sie. ²⁸ Und Gott segnete sie, und Gott sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und vermehrt euch, und füllt die Erde, und macht sie euch untertan; und herrscht über die Fische des Meeres und über die Vögel des Himmels und über alle Tiere, die sich auf der Erde regen! ²⁹

Ich möchte diese Verse so auslegen: Sie sind das Ergebnis des Nachdenkens des Menschen über sich, wie er sich selbst in seinem Verhältnis zur Natur und zu den Tieren erfährt und versteht. Es geht dabei um grundlegende und urmenschliche Erfahrungen, die Menschen seit jeher machen – bis heute. Ich möchte dabei auf zwei Fragen eingehen:

1. Was bedeutet es, wenn der Mensch von sich sagt, dass er als Bild Gottes, ihm ähnlich geschaffen worden ist?
2. Wie ist der Auftrag zu verstehen, dass sich der Mensch die Erde unterwerfen und über die Tiere herrschen soll?

Beachtenswert ist zunächst, dass die Schöpfung des Menschen eingereiht wird in jene der übrigen Landtiere. Sie werden am selben Tag erschaffen, mit ihnen teilt der Mensch den Lebensraum „trockenes Land“. Man kann also sagen, dass sich der Mensch hineingenommen weiß in die Reihe der anderen Landtiere und dass sich Mensch und Tier sehr ähnlich sind. Im Buch Kohelet findet sich diesbezüglich eine interessante Aussage:

„Denn das Geschick der Menschenkinder und das Geschick des Viehs – sie haben ja ein und dasselbe Geschick – ist dies: wie diese sterben, so stirbt jenes, und einen Lebensatem haben sie alle. Und einen Vorzug des Menschen vor dem Vieh gibt es nicht, denn alles ist Nichtigkeit. Alles geht an einen Ort. Alles ist aus dem Staub geworden, und alles kehrt zum Staub zurück.“ (Koh 3,19–21)

Und dennoch: Nur vom Menschen heißt es, dass er „nach Gottes Bild, ihm ähnlich“ geschaffen ist. Mit dem entsprechenden hebräischen Begriff werden Stelen oder Abbilder bezeichnet, die die Funktion haben, den Abgebildeten – sei es eine Gottheit, sei es eine Herrscherfigur – zu vergegenwärtigen. Dabei geht es nicht um die äußere Form, sondern um die Funktion, im Auftrag des Abgebildeten eine Aufgabe bzw. eine Funktion wahrzunehmen. Im Unterschied etwa zu anderen Kulturen wie beispielsweise jener Ägyptens oder Mesopotamiens wird diese Aufgabe nicht nur dem König oder einem Priester zuerkannt, sondern jedem Menschen. Die Funktion bzw. die Aufgabe, die den Menschen anvertraut wird, ist folgende: „Sie sollen herrschen über die Fische des Meeres und über die Vögel des Himmels und über das Vieh und über die ganze Erde und über alle kriechenden Tiere, die auf der Erde kriechen!“ (Gen 1,26) In Gen 1,28 wird diesem Auftrag vorangestellt: „Unterwerft euch die Erde.“

Bekanntermaßen wurde und wird dieser sogenannte biblische Herrschaftsauftrag für eine ausbeuterische Haltung gegenüber der Natur verantwortlich gemacht. Dieser Vers sei der ideengeschichtliche Hintergrund der heutigen Umweltkrise, wird immer wieder geäußert.

Viele Theologen haben sich kritisch mit diesem Vorwurf auseinandergesetzt und ihn zu widerlegen versucht, und zwar sowohl aus historischer wie auch aus bibeltheologischer Perspektive. Historisch wurde besonders darauf hingewiesen, dass der Herrschaftsauftrag erst in der Neuzeit in dem Sinne interpretiert worden ist, dass der Mensch mit der Natur willkürlich verfahren dürfe. Ideengeschichtlicher Hintergrund der modernen Umweltkrise sei vielmehr der nach René Descartes (1596–1650) benannte cartesianische Dualismus, wonach der Mensch als *res cogitans*, d. h. als denkendes Wesen, alle anderen Lebewesen hingegen – einschließlich der Tiere – lediglich als *res extensa*, d. h. als ausgedehnte und damit bloß materielle Dinge bzw. komplexe Maschinen verstanden worden sind. Damit habe sich der Mensch als außerhalb der übrigen Natur und als ihr gegenüber stehendes Wesen begriffen. Das Bewusstsein, dass der Mensch zutiefst in die natürlichen Abläufe eingebunden und Teil der Natur ist, das die abendländische Geschichte bis zum Beginn der Neuzeit geprägt habe, sei dadurch zusehends verloren gegangen. Im Zusammenspiel mit dem Erstarken der Naturwissenschaften sowie mit der damit einhergehenden wissenschaftlich-technologischen Sichtweise der Natur habe sich die Mentalität entwickelt, der Mensch könne die Natur nach Belieben zu seinen Zwecken nutzen. Dieser Gebrauch der Natur sei erst nachträglich durch den Rückgriff auf den biblischen Herrschaftsauftrag legitimiert worden, etwa durch den englischen Naturphilosophen Francis Bacon (1561–1626). Bacon verstand die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse explizit als Herrschaftswissen mit dem Ziel, dass sich der Mensch die Natur unterjochte und sie seinen eigenen Zwecken dienlich mache.

In Folge wurden die Natur und die Tiere zunehmend nur mehr in ihrem instrumentellen Nutzwert in Bezug auf die menschlichen Bedürfnisse wahrgenommen. Bibelwissenschaftler haben der These widersprochen, durch den Herrschaftsauftrag in Gen 1,28 ließe sich ein derart zweckbestimmter und ausbeuterischer Umgang mit der Natur rechtfertigen. Der eigentliche Sinn des Herrschaftsauftrages liegt vielmehr darin, dass Gott die Erde und die Tiere der Fürsorge der Menschen anvertraut hat. Dies soll im Folgenden herausgearbeitet werden.

Aufschlussreich ist es, die beiden verwendeten Verben etwas genauer unter die Lupe zu nehmen: „untertan machen“ und „herrschen“. Was genau bedeuten sie?

Das hebräische Verb für „untertan machen“ meint ursprünglich „(be)treten“ bzw. „den Fuß setzen auf“. Dies kann eine höchst ambivalente Geste sein. Den Fuß auf etwas setzen kann zur Folge haben, dass etwas zertreten oder getötet wird. Ebenso kann es bedeuten, dass sich jemand das, worauf er seinen Fuß setzt, aneignet oder unterwirft, aber auch, dass er es in Schutz nimmt, weil er es als sein Eigentum deklariert, das zu verteidigen er bereit ist. Wenn ein Sieger seinen Fuß auf den Kopf des Besiegten setzt, der vor ihm liegt, dann wäre es ein Leichtes, ihn zu töten, ebenso liegt es aber auch in seiner Macht, das Leben des Besiegten zu schonen und ihn zum Untertan und zum Schutzbefohlenen zu machen. In sozialen Kontexten schwingt bei diesem Verb die Konnotation von asymmetrischen Macht- und Gewaltverhält-

nissen mit, beispielsweise jemanden in den Dienst nehmen oder ihn versklaven. Diese aufgezeigte Ambivalenz darf nicht geleugnet, die damit verbundenen Geweltaspekte nicht ausgeblendet werden. Vielmehr spiegelt sich darin eine zweifache Erfahrung wider. Erstens: Der Mensch hat in seiner Freiheit *de facto* die Möglichkeit, bewusst und willentlich mit seiner Umwelt entweder rücksichtslos und zerstörerisch umzugehen oder aber sie zu gestalten und zu pflegen. Zweitens: Auch die Urbarmachung von unbewohnter Wildnis ist zunächst ein Akt eines mehr oder weniger gewaltsamen Eindringens in ein funktionierendes Biotop, d. h. in einen biologisch intakten Lebensraum für Pflanzen und Tiere. Gerade durch die Entwicklung sowie den Gebrauch von Werkzeugen und Waffen haben sich die Menschen einen entscheidenden Vorteil gesichert, der ihnen ein Eingreifen in die Natur bzw. ein Gestalten der Umwelt ermöglicht, wie sie es allein mit den bloßen Händen nicht könnten, sowie eine Macht und Vorrangstellung gegenüber Tieren, denen sie sonst unterlegen wären. Aus dieser dem Menschen konkret gegebenen Möglichkeit ergibt sich nun aber die Verantwortung, dass er sie gerade nicht zerstörerisch missbraucht, sondern seine Fähigkeiten vielmehr so einsetzt, dass er die Erde nutzt. Er soll das Land entsprechend dem Segensspruch, fruchtbar zu sein und die Erde zu füllen, als Lebensraum besiedeln und gestalten, also seinen Fuß auf die Erde setzen wie der Landwirt, der den Acker bebaut und nicht verwildern lässt, oder der Gärtner, der seine Beete bepflanzt und nicht verwüstet. Dieser Bedeutungsgehalt wird in Gen 2,15 bestärkt, wo es heißt, dass Gott den Menschen in den Garten Eden setzte, damit dieser ihn „bebaue und bewahre“.

Auch das hebräische Verb für „herrschen“ meint ursprünglich „treten“, „niedertreten“ und hat deshalb zunächst ambivalente Konnotationen. Herrschaft setzt immer Macht- und Gewaltverhältnisse voraus und ermöglicht Missbrauch von Macht. Wie weiter oben bereits ausgeführt worden ist, besteht diese Aufgabe jedoch darin, dass die Menschen Gott in der Schöpfung repräsentieren bzw. vergegenwärtigen sollen. Aus dem gesamten Duktus des Schöpfungsberichtes wird deutlich, dass es viel zu kurz greifen würde, würde man den Herrschaftsauftrag lediglich so verstehen, dass der Mensch Tiere zu seinem eigenen Nutzen verwenden dürfe. Die gesamte Schöpfung ist vielmehr Ausdruck der kreativen Kraft und der schöpferischen Freude Gottes, der das Leben bejaht, die Welt durch den zeitlichen Rhythmus von Tag und Nacht sowie durch die Scheidung von Wasser und Land ordnet und somit zum Lebensraum für die unterschiedlichsten Lebewesen macht. Die Menschen sollen deshalb als Repräsentanten Gottes ebenso das Leben bejahen, bewahren und fördern.

Abschließend ist noch daran zu erinnern, dass im Kontext des Alten Testaments das Herrschen mit der fürsorglichen Verantwortung eines Königs für das Wohlergehen seines Volkes und die umsichtige Sorge eines Hirten für die ihm anvertraute Herde konnotiert ist.

An dieser Stelle soll die Frage nach dem Verständnis der Gottebenbildlichkeit des Menschen erneut aufgegriffen werden. Es geht dabei nicht in erster Linie um die Frage, was die Menschen von den Tieren unterscheidet oder ob der Mensch Höhepunkt, ja sogar Ziel der Schöpfung sei – beides ist im Hinblick darauf, dass die Schöpfung erst am siebten Tag vollendet

wird, zu verneinen –, sondern um die besondere Aufgabe, die Gott den Menschen zugedacht hat: inmitten der Schöpfung ihn selbst präsent zu halten.

Lassen Sie mich diese Überlegungen zusammenfassen: Der Mensch, der über sich und sein Handeln nachdenkt, sieht, dass er Möglichkeiten hat, in die Natur und in seine Umwelt einzugreifen, d.h. in den Lebensraum, den er mit anderen Lebewesen teilt, und dass er diese anderen Lebewesen entweder töten oder aber leben lassen kann. Besonders bei den Nutztieren hat der Mensch einen wesentlichen Einfluss auf deren Lebensbedingungen und ihr Wohlbefinden. Der Mensch weiß um diese seine besondere Fähigkeit und deutet sie jetzt im Licht des Glaubens an einen Schöpfergott folgendermaßen: Diese Fähigkeit ist mir gegeben, nicht damit ich mit der Natur und den Tieren willkürlich umgehe, sondern mich für sie und ihre Leben verantwortlich erweise. Die Welt ist geschaffen als Lebensraum für eine unendliche Vielfalt von Lebewesen, und diesen Lebensraum gilt es zu erhalten sowie die Lebewesen zu schützen.

3. Jagdethische Grundhaltungen

Jägerinnen und Jäger verstehen sich in erster Linie als Heger und Pfleger. Landesrat Schuler sagte bei der Feier für Jungjägerinnen und -jäger vor zwei Jahren¹: „Die Ausübung der Jagd ist Verantwortung und Auftrag, Jäger sind Naturexperten und Naturschützer, Partner der Land- und Forstwirtschaft. Diese Einstellung gilt es auch nach außen zu vermitteln, um eine positive Stimmung der Jagd gegenüber zu erzeugen.“ Der damalige Festredner, der Wildbiologe Paolo Molinari, unterstrich, dass „Jagd ohne Ehrfurcht und ethisch korrekte Einstellung nicht zukunftsfähig sei“. Er erinnerte in seinem Vortrag an die vielen dunklen Seiten der Jagd, die bewältigt werden müssten, und arbeitete die vielen positiven Aspekte auf, auf denen Jäger aufbauen können und die nach außen kommuniziert werden sollten. „Die Jagd muss gut ausgeführt werden“, appellierte er an die Jungjägerinnen und Jungjäger. So solle sich die Jagd etwa nicht auf Trophäenjagd beschränken; in der Dämmerung und in der Nacht und mit unerlaubten Hilfsmitteln wie Lichtquellen und Nachtsichtgeräten dürfe nicht geschossen werden, ein Schuss müsse immer sicher angebracht werden. „Jagd ist nicht Spaß oder Spiel oder ein Hobby“, unterstrich der Wildbiologe, der selber Jäger ist: „Im Mittelpunkt der Jagd sollen Ziele wie Erhaltung von Lebensräumen und Wildbeständen stehen“.

Bei der Feier im vorigen Jahr ging Abteilungsdirektor Paul Profanter auf die Notwendigkeit einer guten Zusammenarbeit zwischen Grundbesitzern, Jägerschaft und Behörde ein, denn es brauche Bewirtschaftung und Pflege. Wald- und Almbereich seien so zu behandeln, dass die Ansprüche der Natur wie auch des Wirtschafts- und Siedlungsraumes des Menschen erfüllt werden.²

Die Jagd hat eine wichtige Bedeutung für die Erhaltung unserer Natur und der Ökosysteme sowie für den Schutz unserer Wildtierpopulationen. Mein Kollege Markus Moling hat im Ka-

¹ Vgl. http://www.provinz.bz.it/news/de/news.asp?news_action=4&news_article_id=525828

² http://www.provinz.bz.it/news/de/news.asp?news_action=4&news_article_id=570855

pitel über die Jagdethik in meinem Buch „Der Mensch und das liebe Vieh“ einige der mit der Jagd verbundenen Werte aufgezählt und erläutert, nämlich: Schadensminimierung in der Forst- und Landwirtschaft und in der Kulturlandschaft, hochwertige Nahrungsmittel, Gewährleistung der Verjüngung und der Schutzfunktion des Waldes, Berücksichtigung der Lebensraumkapazität durch Populationssteuerung, Nachhaltige Nutzung von selbst reproduzierenden Wildtierpopulationen, Pflege und Erhaltung eines gesunden Wildbestandes, Schutz der Biodiversität, Habitatpflege und Artenschutz, kulturelle Werte und Tradition. Er geht dann auch auf einige Grundhaltungen des Jägers und der Jägerin ein wie: Ehrfurcht und Achtung, Fairness statt Neid und Streit, tierökologische Kenntnis.

Ich möchte jetzt zwei Aspekte aufgreifen: Erstens, was „Ehrfurcht vor dem Leben“ im Kontext der Jagd bedeuten kann, und zweitens die Freude an der Natur und am Wild. Dazwischen werde ich einige Überlegungen zur Frage des Tötens sowie zur Rückkehr des Wolfes in Südtirol anstellen.

Ehrfurcht vor dem Leben

Ehrfurcht ist die Haltung, mit etwas Kostbarem sensibel und vorsichtig umzugehen. Ehrfurcht beinhaltet Wertschätzung und das Wissen um die Verwundbarkeit des Anderen. Spätestens seit der menschengemachte Treibhauseffekt nachgewiesen ist, wissen wir, wie empfindlich, sensibel und zerbrechlich unsere Erde ist. Wir können Ökosysteme und die Erde als Lebensraum zerstören – wenn wir nicht lernen, anders mit ihr umzugehen. Ehrfurcht vor dem Leben bedeutet zu wissen, dass man auch selber eingebunden ist in große Zusammenhänge des Lebens. Ehrfurcht bedeutet dieses Wissen, dass das Leben und die Lebenszusammenhänge wertvoll sind. Ehrfurcht weiß auch um die Zerbrechlichkeit und um die Kostbarkeit des Lebens.

Wenn Ehrfurcht eine Grundhaltung beim Jagen ist, dann ist es diese innere Haltung des Jägers gegenüber der Natur und gegenüber den Lebewesen, besonders den Tieren. Dies drückt sich dadurch aus, dass ein Jäger und eine Jägerin sich bewusst sind, dass das Jagen im Letzten dem Leben dient. Selbst wenn Jagen bedeutet, einzelnen Tieren das Leben zu nehmen bzw. sie zu töten, darf dies nicht als Selbstzweck geschehen, gleichsam als Lust am Töten, sondern es soll gesehen werden im größeren Zusammenhang, dass man dadurch einerseits einen Lebensraum erhält, ein Ökosystem, und dass man zweitens dadurch auch Tierpopulationen hilft. Jagen um des Tötens wegen ist in dieser Perspektive kritisch zu hinterfragen, ja sogar abzulehnen. Ebenso ist auch eine reine Trophäenjagd kritisch zu hinterfragen – wobei ich die Freude an einer schönen Trophäe durchaus nachvollziehen kann.

Die Problematik des Tötens

Ich habe die Problematik des Tötens bereits angesprochen. Dass Menschen Tiere gejagt und getötet haben, zeigen älteste Spuren der Menschheitsgeschichte. Menschen waren – wie man so sagt – immer schon Jäger und Sammler. Die Möglichkeit des Jagens, also das Benutzen von Artefakten, d.h. von Waffen zum Töten von Tieren hat den Menschen einen Vorteil

gegenüber den bejagten Tieren gebracht und die Entwicklung der Menschheit bzw. des Menschen ebenso geprägt wie der Ackerbau.

Es ist aber interessant, dass wir immer dann, wenn wir Spuren des jagenden Menschen haben, auch Spuren davon finden, dass mit dem Jagen Rituale verbunden waren. Es sind oft archaische Rituale, die Ausdruck dafür sind, dass der Mensch sich dessen bewusst war oder ein Gespür dafür hatte, dass mit der Tötung eines Tieres diesem Tier Unrecht getan wird oder dass dadurch auch eine größere Ordnung gestört wird. Deshalb finden wir in den archaischen Religionen bis heute Rituale, bei denen entweder das Tier um Vergebung gebeten wird, man sich beim erlegten Tier entschuldigt oder ihm dankt bzw. indem man versucht, durch ein Ritual, d.h. meistens durch ein Opfer, einer Lebensgottheit zu huldigen und auf diese Weise die gestörte Ordnung wieder herzustellen. Indem ein Teil des Tieres geopfert worden ist, hat man zugleich zum Ausdruck gebracht, dass einem das Tier nicht zur Gänze gehört. Es kann also durchaus gedeutet werden als ein Bewusstsein darum, dass ich mich eines Tieres nicht einfach bemächtigen kann, selbst wenn ich es töte. In vielen Riten und Kulturen finden wir das sogenannte Verbot des Blutgenusses. Man durfte das Blut nicht trinken, weil man es als Lebenssitz eines Tieres angesehen hat, d.h. als den Lebenssaft, und dieses Leben war Gott vorbehalten.

In vielen Religionen und Kulturen wurden Spuren dieser Traditionen bis heute bewahrt, wenn auch nicht mehr in archaischen Opferritualen, so doch etwa im Gebet, besonders vor dem Essen. Ich glaube, dass der Brauch, einem erlegten Wild durch Äser, Wurf oder Brocker einen letzten Bruch zu ziehen, auch noch ein Erbe dieser alten archaischen Traditionen ist. Man will dem getöteten Tier noch etwas Gutes tun, ihm Nahrung, Stärkung oder einen letzten Leckerbissen auf seiner letzten großen Reise vom Leben hinüber in den Tod mitgeben. Ich glaube, dass dieser Brauch wichtig ist. Er ist eine Form von Ehrfurchtserweis gegenüber dem getöteten Tier. Eine Innhalten vor dem Tod, ein sich vor dem erlegten Tier Verneigen, bevor man es mitnimmt oder aufbricht.

Eine weitere, wie mir scheint sehr wichtige Form, einem erlegten Tier die Ehre zu erweisen, ist die, dass man es im Sterben nicht unnötig Stress aussetzt. Es gibt deshalb auch mancherorts diese Vorschrift, sich einem Tier nicht unmittelbar nach dem Schuss zu nähern, sondern eine Weile zu warten. Je nach Tiergattung kann dies auch damit zusammenhängen, dass man andere Tiere etwa eines Rudels nicht verschrecken will, sodass sie den aufschreckenden Schuss oder den Tod ihres Artgenossen mit dem Erscheinen von Jägern oder Jägerinnen in Verbindung bringen. Der tiefere Sinn aber scheint mir darin zu liegen, dass man ein sterbendes Tier, das seine Umgebung oder Reize wie Lärm, Stimmen, Geruch noch wahrnehmen kann, nicht unnötig zusätzlichem Stress oder Angst aussetzt, welche es empfinden kann, wenn sich Menschen ihm nähern und es keine Möglichkeit mehr zur Flucht hat.

Die gesellschaftliche Akzeptanz des Jagens hängt wesentlich mit der Tötungsfrage zusammen. Gerade in Italien gibt es – das in vielen Regionen leider nicht unbegründete – Klischee vom Jäger, der auf alles schießt, was sich bewegt. Besonders verwerflich ist auch die illegale, aber dennoch vielerorts praktizierte Singvogeljagd, wobei oft Lockvögel oder Leim verwen-

det werden. Eine notwendige Bedingung dafür, die soziale Akzeptanz der Jagd nicht noch weiter zu verschlechtern, ist, dass die gesetzlichen Bestimmungen penibel eingehalten werden.

Zudem ist es aber auch notwendig, besonders aus tierethischen Gründen, dass das Jagen für die bejagten Tiere so wenig wie möglich mit Stress und Angst verbunden ist und dass die Tötung selbst möglichst schnell, kompetent und schmerzlos geschieht. Vor wenigen Jahren hat in Tirol monatelang ein Fall die Öffentlichkeit aufgewühlt, als ein russischer Jagdgast eine angeschossene Gams über ein Steinfeld geschleift hat und diese vor Schmerzen und Angst weithin hörbar geschrien hat.

Als Jäger und Jägerinnen sehen Sie sich sicher immer wieder dem Vorwurf ausgesetzt, Jagen sei eine Form von „Mord“ an den Tieren. Ich selbst halte das für eine terminologische Grenzverletzung, weil der Begriff Mord in der deutschen Sprache die Tötung eines Menschen aus niedrigen Motiven bezeichnet. Es ist nicht zutreffend, die Tötung eines Tieres mit einem Mord gleichzusetzen und die Schützen als Mörder zu bezeichnen, wie dies unlängst nach der Tötung eines Bären im Trentino mit Vehemenz geschehen ist.

Dennoch bleibt das Töten eines Tieres immer mit einer gewissen Problematik verbunden – und ich glaube, eine gewisse Beunruhigung soll durchaus auch wach gehalten werden, d.h. das Bewusstsein darum, dass eine Tötung letztlich immer ein schwerwiegender Eingriff in das Leben eines anderen Lebewesens ist, das grundsätzlich auch ein Lebensinteresse hat (es sei denn, dass ein Lebewesen nur mehr leidet und es von seinem Leiden erlöst wird). Töten bleibt rechenschaftspflichtig, denn es bedeutet zu sagen: Es ist besser, dass ein Tier tot ist als dass es lebt. Also muss es dafür Gründe geben. Jagen aus Lust am Töten ist aus ethischer Sicht abzulehnen. Wenn Sie ein Tier erlegen, dann tun Sie dies aus dem Grund, dass damit ein natürliches Gleichgewicht in der Natur zwischen Populationen unterschiedlicher Tiergattungen aufrecht erhalten und ein Ökosystem oder z.B. der Schutzwald geschützt werden. Ich möchte Sie um etwas bitten: Gewöhnen Sie sich nie an das Töten. Vergessen Sie nie die Freude, aber hoffentlich auch ein gewisses Erschauern, das Sie beim Schuss, mit dem Sie das erste Tier erlegt haben, empfunden haben.

Als problematisch sehe ich es an, wenn Beutegreifer getötet bzw. gezielt gejagt werden, um jene Tiere zu schützen, die man dann selber jagen möchte. Hier gibt es einen unmittelbaren Interessenskonflikt zwischen dem Menschen, der Tiere jagen möchte für sich, die zugleich auf dem Speiseplan anderer Tiere stehen, die er dann tötet. Anders gelagert ist die Frage dann, wenn Beutegreifer gejagt werden, um andere Tiergattungen oder Tierpopulationen zu schützen. Wir befinden uns in der Situation, dass das natürliche Gleichgewicht zwischen unterschiedlichen Tiergattungen schon seit langem so gestört ist, dass es der gezielten Regulation durch den Menschen bedarf, um einerseits manche Tierpopulationen selbst zu schützen, etwa vor dem Ausbruch von Krankheiten, oder aber Tierpopulationen zu schützen vor ihren Beutegreifern.

Die Rückkehr von Wölfen

Eine ganz besondere Problematik stellt in diesem Zusammenhang die Auseinandersetzung um Bär und Wolf dar, die uns in Südtirol ja sehr beschäftigt und die Anlass gibt zu sehr kontroversen Auseinandersetzungen und Diskussionen, und die besonders auch die Bauern betrifft, die den Schaden zu tragen haben, wenn Wölfe Lämmer, Ziegen oder Kälber reißen. Es ist dies eine äußerst schwierige und komplexe Diskussion. Dennoch ist es wichtig, die Situation sachlich zu sehen und zu diskutieren. Wenn im vergangenen Sommer in Südtirol ca. 40–50 Risse dem Wolf zugeordnet werden konnten, dann ist dieser Verlust in Bezug auf die gesamte Zahl an Verlusten von Nutztieren in den Alm- und Bergregionen durch Absturz, Blitz, Verirrung der Tiere oder anderes äußerst gering.

Ich glaube, dass wir nicht in die Falle von zwei Extrempositionen tappen sollen.

Die erste Extremposition ist meines Erachtens jene zu glauben, wir könnten in Zukunft weiterhin in einem wolfsfreien Land leben. Aus zwei Gründen: Erstens gibt es in ganz Europa diesen deutlichen Trend der Rückkehr des Wolfes, und zwar ohne dass er angesiedelt worden wäre, und es wäre unrealistisch zu glauben, man könnte ein Land wie das unsere wolfsfrei halten, indem einfach alle Wölfe, die einwandern, erschossen werden. Ein Experte in Österreich hat mir gesagt, ein solches wolfsfreies Land wäre dann gleichsam eine beständige Einladung für nachkommende Wölfe bzw. Wolfsrudel, dieses freie Territorium zu besetzen. Und rund um Südtirol gibt es mittlerweile viele Wolfsrudel, die nicht einfach an den Landesgrenzen halt machen. Zweitens halte ich es aus tier- und umweltethischer Perspektive bedenklich, wenn man erneut auf die Präsenz dieser Beutegreifer nur mit Bejagung antwortet, gleichsam mit lokaler Ausrottung. Ich teile die Ansicht von Verhaltensbiologen wie Kurt Kotrschal oder Kurt Martys, dem scheidenden Direktor des Innsbrucker Alpenzoos: Dies ist ein Denken vergangener Jahrhunderte.

Die andere Extremposition ist jene zu sagen, dass wir diese Beutegreifer überhaupt nicht zu regulieren hätten, sondern sie einfach gewähren lassen sollen. Diese gewiss sehr naive und naturromantische Vorstellung, die die Gefährlichkeit der großen Beutegreifer nicht sieht und die Schwierigkeiten und Konflikte, die mit ihrer Rückkehr unbestreitbar verbunden sind, hilft ebenso wenig weiter. Von daher bin ich der Überzeugung, dass es die Möglichkeit der Entnahme von Tieren geben muss, besonders von Problemtieren, die auch den Menschen gefährlich werden, die außergewöhnliches oder artuntypisches Verhalten zeigen, etwa wenn sie die Scheu und die Furcht vor Menschen verlieren. Dann muss eine schnelle und unbürokratische Entnahme dieser Problemtiere möglich sein.

Gibt es eine Position zwischen diesen beiden Extrempositionen? Ich sehe sie darin, einen bestehenden Bestand unter Kontrolle und Beobachtung zu halten, und zwar ohne ihn auszurotten. Ich weiß nicht, wie sehr es in den Diskussionen der vergangenen Monate auch zu einer Zusammenarbeit und zu einem Schulterschluss zwischen Jagd, Forst und Berg- bzw. Almwirtschaft gekommen ist, dieses Problem gemeinsam zu bewältigen. Langfristig wird man nach einer Form von Koexistenz mit dem Wolf suchen müssen, d.h. dass man einen regulierten und kontrollierten Bestand zulassen wird und zugleich natürlich alle erdenklichen

Schutzmaßnahmen für die Nutztiere getroffen werden müssen. Man wird sich darauf einstellen müssen, dass dies nicht konfliktfrei bleiben wird, aber man kann nicht bei jedem neuen Anlassfall die gesamte Grundsatzdebatte „Pro und Contra Wolf“ neu führen.

Die betroffenen Bauern brauchen hier jedenfalls die Solidarität unserer Bevölkerung sowie Unterstützung seitens des Tourismus, angefangen bei der Kostenbeteiligung an Schutzmaßnahmen bis hin zu Entschädigungen, auch wenn eine Entschädigung den ideellen Verlust eines gerissenen Tieres nicht aufheben kann. Diese Solidarität und Unterstützung schulden wir den Bauern und Betreibern von Almen, weil sie einen unschätzbaren Beitrag leisten für die Erhaltung der Natur- und Kulturlandschaft, auf die wir in Südtirol zu Recht stolz sind und die für den Tourismus äußerst wichtig ist.

Wie sehr hier Jäger und Jägerinnen behilflich sein können, weiß ich nicht. Mir ist natürlich bewusst, wie komplex und schwierig diese Frage ist und dass es wahrscheinlich durchaus auch einige Jahre brauchen wird, um brauchbare und umsetzbare Lösungen zu erarbeiten. Aber vor den beiden genannten Extremsituationen möchte ich dringlich abraten und zugleich möchte ich dringlich empfehlen, die nötigen Maßnahmen nicht hinauszuzögern, sondern unmittelbar in Angriff zu nehmen, weil sie oft erst in drei-vier Jahren wirklich greifen werden und wir davon ausgehen müssen, dass in den kommenden Jahren sich eine Wolfspopulation in Südtirol etablieren wird.

Freude an der Natur und Umweltverantwortung

Jagdethik bezieht sich auf das Tier ebenso wie auf die Umwelt. Ein Jäger und eine Jägerin, die sich als Heger und Pfleger verstehen, werden alles tun, um den Wald, die Bergregion, die Felder usw. als Lebensraum für die Tiere zu erhalten. Und sie werden auch alles daran setzen, diesen Lebensraum so zu gestalten, dass sich die Tiere in ihm auch wohl fühlen. Das setzt natürlich voraus, dass sie sich mit diesen Tieren gut auskennen. Ich persönlich verbinde mit Jäger und Jägerinnen Menschen, die über eine äußerst gute Kenntnis über die Fauna verfügen, aber auch über die Flora der heimischen Natur. Sie sind für mich Liebhaber der Natur, die nicht nur dann in der Natur anzutreffen sind, wenn die Jagdsaison beginnt, sondern das ganze Jahr über, wie schon angeklingen: zu jeder Tages- und Nachtzeit, zu jeder Jahreszeit, bei jedem Wetter.

Zum Schutz der Tiere und ihres Lebensraumes gehört auch, dafür zu sorgen, dass der Wald als eine Ruhezone erhalten bleibt. Das ist natürlich nicht nur die Aufgabe der Jäger und Jägerinnen, sondern besonders auch der Forstwirtschaft und des Tourismus, dass Rücksicht genommen wird auf die Tages- und Lebensabläufe eines Tieres, z.B. auf Balz- oder Brunftzeit, die Zeit, in der Tiere ihre Jungen haben und aufziehen, in der sie ihre Kraftreserven schonen müssen usw. Hier gehört Bewusstseinsbildung dazu, Menschen wie Wanderer oder Radfahrer dafür zu sensibilisieren, jedoch ohne ihnen die Möglichkeit zu nehmen, die Natur zu ihrer Erholung bzw. für ihre Freizeit zu nutzen.

Gerade Jäger und Jägerinnen, die wissen, wie wichtig Ruhezeiten und Schonzeiten für das Wild sind, können hier eine wichtige pädagogische Arbeit leisten. Ich habe bereits erwähnt,

dass ich einem befreundeten Jäger sehr dankbar bin, weil er mich mitgenommen hat auf seinen Beobachtungsgängen. Ich habe allerdings auch die Erfahrung gemacht, dass dies von Seiten anderer Jäger mit sehr viel Argwohn bedacht worden ist. Manchmal hatte ich den Eindruck, es geht die Angst um, ich würde mit meinem Fernglas wildern. Ich kann gut verstehen, dass hinter diesem Argwohn, wenn Nichtjäger Wild beobachten, die berechtigte Sorge stehen kann, dass jemand durch nicht kompetente oder nicht ortskundige Gänge durch den Wald und durch die Natur das Wild stört und es aufschrecken kann. Gerade deshalb wäre es aber schön und für Nichtjäger hilfreich, wenn sie die Möglichkeit hätten, mit Jägern oder Jägerinnen mitzugehen. Dabei könnten sie viel lernen über die Lebensgewohnheiten der Tiere oder wie man sich in der Natur verhalten soll, um die Tiere nicht zu stören und nicht zu verschrecken. Also eine Einladung an Sie alle, Naturliebhaber nicht abzuhalten vom Beobachten des Wildes, sondern sie einzuladen, mit Ihnen zu gehen.

Zu guter Letzt: Weidmannsheil

Ich möchte meine Überlegungen beschließen, indem ich Ihnen, liebe Jungjägerinnen und -jäger, zur bestandenen Jagdprüfung gratuliere und Ihnen viel Freude an der Natur und am Wild wünsche. Auch als Nichtjäger wünsche ich Ihnen Weidmannsheil!

Verwendete Literatur:

Lintner Martin M., Der Mensch und das liebe Vieh. Ethische Fragen im Umgang mit Tieren. Mit Beiträgen von Christoph Amor und Markus Moling, Innsbruck 2017.

Moling Markus, Jagdethik, in: Lintner, Der Mensch und das liebe Vieh, 185–203.

Reimoser Friedrich, Erfordernisse zur Sicherung der gesellschaftlichen Akzeptanz für die Jagd, in: Bericht über die 14. österreichische Jägertagung 2008 zum Thema: Jagd und Jäger im Visier. Perspektiven der Freizeitjagd in unserer Gesellschaft, 59–61.

Rosenberger Michael, Waidgerechtigkeit. Grundzüge einer christlichen Ethik der Jagd, in: Lehr- und Forschungsanstalt für Land- und Forstwirtschaft (Hg.): Jagd und Jäger im Visier – Perspektiven für die Freizeitjagd in unserer Gesellschaft, Irdning 2008, 5–14.

Winkelmayer Robert, Ein Beitrag zur Jagdethik, Wien 2014.